



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zwischen Olga und Voi bildete sich eine Freundschaft, die schließlich so weit ging, daß Okolitsch Einsprache dagegen erhob und drohte, den Hund an die Kette zu legen. Voi wollte das Mädchen nur dann verlassen, wenn Okolitsch selbst zu Hause war. Sobald dieser sich entfernte, flog Voi in großen Sätzen zu Schejins, hob sich an Olgas Fenster auf die Hinterbeine und drückte die Nase an die Scheibe, worauf er sogleich eingelassen wurde. Er war Olgas beständiger Begleiter, wenn sie spazieren ging, und gesellte sich Okolitsch auch dazu, so kannte die Freude des Tieres keine Grenzen. Der alte Hund rannte, sprang und spielte dann wie ein junges Hündchen.kehrte er mit Okolitsch von der Jagd zurück, so guckte er unverwandt auf die Chaussee vor sich, ob er Olga nicht erblicke, und kam sie entgegen, wie sie immer häufiger tat, so war alle Müdigkeit vergessen. Er stürzte zu ihr, umkreiste sie unzählige Male und bellte vor Vergnügen, worauf Okolitsch jedesmal drohte, ihn zu züchtigen. Die Drohung wurde nie ausgeführt, denn im Grunde nahm der Jäger es dem Tiere gar nicht so sehr übel, weil er selbst nicht weniger scharf nach ihr ausgeschaut hatte.

So ging es bis in den November. Da bedeckte der Schnee die Erde, und für den Hund trat die traurige faule Zeit ein, in der Okolitsch allein mit der Flinte auszog und ihn nicht mitnehmen konnte. Voi lag dann jeden Feiertag zu Olgas Füßen in ihrem Stübchen und schaute, wenn der Abend nahte, fragend zu ihr auf. Lächelnd hüllte sie sich in ihr Pelzchen, und beide zusammen wanderten dem Jäger entgegen. Sobald sie ihn erblickten, eilte Voi dahin und ächzte vor Freude, wodurch das Mädchen sich nicht selten verleiten ließ, es ihm im Laufen gleichzutun zu wollen, so daß sie rosenrot im Gesicht und fast atemlos, aber von ganzem Herzen lachend und kindlich glücklich bei dem Heimkehrenden anlangte.

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 18. Dezember 1910.

Weihnachtslegen — Die Politik des Kanzlers — Räderlen-Wächter — Wirtschaftlicher Beirat — Österreichische Dinge — Polnische Politik.

Am Anfang der abgelaufenen Woche stand im Mittelpunkt der politischen Erörterung die Persönlichkeit des Herrn Reichskanzlers, am Ende sind es — wenn wir uns auf das Gebiet der allgemeinen Politik beschränken — ausschließlich sachliche Erwägungen, die im Vordergrund stehen. Im ganzen darf die Lage sowohl für die innere als für die äußere Politik mit den Worten „Entspannung“ und „Beruhigung“ gekennzeichnet werden. Daß die Entspannung in der inneren Politik freilich schon als der Beginn einer allgemeinen Beruhigung der Gemüter angesehen werden darf, möchten wir noch nicht glauben: ein guter Teil der Gründe für die momentane Entspannung liegt in der Tatsache des Ferienbeginns und in der Vereinigung aller Gedanken auf das Weihnachtsfest. Der Sinn, der sich vornehmlich darauf richtet, daheim im engeren Kreise Freude zu bereiten und im weiteren Kreise Nöte zu lindern, entäußert sich der Kampfeszstimmung. kehrt er

nach einigen Tagen der Ruhe zur politischen Arbeit zurück, dann neigt er mehr zur sachlichen Betätigung als zu persönlichem Kampf, und wenn er von der Sache ausgehend den unvermeidlichen persönlichen Kampf wieder aufnimmt, werden sachliche Gründe mehr in den Vordergrund rücken, als wie es in den letzten Wochen der Fall war. Es ist der Segen des Weihnachtsfestes, der sich über Stadt und Land breitet und dessen lindernder Hauch sich auch wohlthuend und ausgleichend auf das Gemüt des härtesten Realpolitikers legt.

Der Herr Reichskanzler hat durch seine beiden Staatsreden erheblich dazu beigetragen, die Weihnachtstimmung bei den Politikern zu erhöhen. Das beweist nicht nur die vergnügte Stimmung auf dem Bierabend der nationalliberalen Partei, dem alle Staatssekretäre beiwohnten, sondern auch die Aufnahme, die die Rede bei der Mehrheit der Gebildeten und in der nationalen Presse im Reich gefunden hat. Des Kanzlers Rede hat sich als das rechte Wort zur rechten Stunde erwiesen. Sie hat gerade die nationalen Kreise vom Freisinn bis tief in die Reihen der konservativen Parteien hinein beruhigt und ihnen die Wege gezeigt, auf denen sie unbeschadet abweichender Parteistandpunkte zusammen und gemeinsam mit der Regierung positive Arbeit leisten können. Die erste Frucht dieser Rede ist das Zustandekommen eines allgemeinen Wahlabkommens zwischen den Nationalliberalen und den Parteien des Freisinns. Es war schon lange vorbereitet. Doch konnte es nicht eher durchgeführt werden, weil das Schweigen der Regierung im Zusammenhang mit dem herausfordernden Auftreten der Landbündler die Gefahr einer einseitigen Orientierung der Regierungspolitik nach rechts möglich erscheinen ließ. Den Freisinn hätte solche Entscheidung gezwungen, sich wegen der Wahlen zu den Sozialdemokraten zu schlagen. Die Nationalliberalen wären zur Isolierung verdammt gewesen. Die Gefahr scheint einstweilen beseitigt, nachdem Herr von Bethmann zu erkennen gegeben hat, daß er gewillt sei, auch liberale Gesichtspunkte gelten zu lassen. Freilich werden die lose geeinten liberalen Parteien nach dem Weihnachtsfest zu zeigen haben, daß der Reichskanzler mit ihnen zusammen auch wird sachliche Arbeit verrichten können. Denn dessen müssen wir uns bewusst bleiben: die neue Kombination hat sowohl in den Demokraten, wie in dem feudalen Häuflein hinter Heydebrand erbitterte und nicht machtlose Gegner. Beide werden kein Mittel unversucht lassen, um die Liberalen im Lande bei den Wählern zu diskreditieren, wie es schon jetzt die „Kreuzzeitung“ tut. Aber die Landbündler werden außerdem nicht mit dem Versuch zaudern, den Kanzler um das Vertrauen des Kaisers zu bringen, wenn es ihm einfallen sollte, etwa die Wege seines Vorgängers zu wandeln. Einstweilen gilt es freilich nur die Gesellschaft zu verdächtigen, mit der der Kanzler seine Reichspolitik treiben will. So rückt denn die „Kreuzzeitung“ nachdrücklich von den „ehргеizigen liberalen Juden“ und vom Liberalismus ab, „mit dem an irgendein Paktieren nicht mehr zu denken ist“. Unter „Liberalismus“ versteht die „Kreuzzeitung“ anscheinend alles, was nicht zur extremen Rechten gehört, denn sie schreibt:

„Der Abschluß der Staatsberatung in erster Lesung mit seinen Standalenzen war von der Linken geradezu darauf berechnet, Agitationsstoff für die Ferien zu beschaffen, und die Rede des Abgeordneten Dr. Eberling bewies, daß eine Sammlungspolitik nicht mehr möglich ist, daß für die Konservativen auf ein Zusammenarbeiten mit den Nationalliberalen nicht mehr zu rechnen ist, abgesehen von solchen Fragen wie Reichsversicherungsordnung, Strafprozeßreform usw., in denen bestimmte Interessen die Nationalliberalen zwingen, mit den Konservativen zusammenzugehen. Die Rede des Abgeordneten Dr. Eberling ist wohl das beschämendste Zeugnis für den politischen Niedergang des Liberalismus. Die Sozialdemokratie konnte sich ob dieser Zerwürfnisse der bürgerlichen Parteien nicht genug tun in übermütigen Erzessen. . . . Das Verhalten der Sozialdemokraten bei der Staatsberatung ist ein neuer

Beweis dafür, wie nötig es ist, gegen sie mit den Mitteln vorzugehen, die wir angegeben haben; zugleich lieferte die Stellungnahme der anderen Parteien hier auch wieder den Beweis, daß die Konservativen wohl die einzigen sind, die ohne Furcht vor einer Schädigung ihrer Popularität und vor Verlusten bei den Wahlen das dringendste Bedürfnis des Vaterlandes (wie bei der Finanzreform) anerkennen und sich offen bereit erklären, es zu befriedigen.“ (Nr. 591.)

Sollten solche und ähnliche Charakteristiken den Kanzler nicht veranlassen, wieder reuevoll zu Herrn von Heydebrand zurückzukehren, dann müssen wir damit rechnen, daß bald ein fleißiges Intrigenspiel hinter den Kulissen bei Hofe beginnt, um den „liberalen“ Kanzler zu verdächtigen und seine Politik als eine „Gefahr“ für die Monarchie hinzustellen. Daß gewisse hohe Herren darin nicht gerade von Skrupeln geplagt werden, zeigen die Vorgänge beim Sturz des Fürsten Bülow. In diesem Zusammenhange halten wir die Gefahr von rechts als die größere für ein Gelingen der Politik des Kanzlers. Gewisse unkontrollierbare und kaum zu beseitigende Einflüsse sind, wie die Dinge einmal bei Hofe liegen, imstande, mit einem Schlage zu vernichten, was die aufopfernde, unverdroffene Arbeit langer Monate mühsam aufgebaut.

Da erhebt sich denn die Frage, ob der Kanzler auch persönlich befähigt sei, die ihn umlagernden Schwierigkeiten zu überwinden. Wenn rechtschaffenes Wollen und Geduld ausreichen, um eine dem Lande segensreiche Politik zu führen, dann könnten wir ziemlich beruhigt in die Zukunft schauen. Beides hat der Kanzler bewiesen. Trotz allen Anpassungen und Anfeindungen hat er besonders mit den Konservativen so viel Geduld gehabt, daß ihm deswegen selbst von befreundeter Seite Mißtrauen entgegengebracht werden mußte. Erst als alle Ermahnungen an den gesunden Menschenverstand und den Patriotismus bei den Deutschkonservativen nicht versingen, wurde zunächst die „Kreuzzeitung“ und dann die Partei energisch abgeschüttelt und öffentlich desavouiert. Also der Kanzler bewies auch den Mut, seiner eigenen Sippe ein „bis hierhin und nicht weiter!“ zuzurufen. Wir glauben, daß gerade diese überdies temperamentvoll vorgebrachte Absage seiner Kriegserklärung gegen die Sozialdemokratie erst den machtvollen Unterton gegeben hat, der sie wie eine „befreiende Tat“ („Köln. Ztg.“) wirken läßt. Die Demokraten wollen solches natürlich nicht gelten lassen. In der mittelparteilichen Presse hat sein Auftreten im Gegensatz dazu zu schmeichelhaften Vergleichen mit Bismarck gereizt („Braunschw. Landesztg.“). Dagegen weisen nun wieder die Feinde darauf hin, Herr von Bethmann habe den Pöbeleien der Sozialdemokratie nicht standgehalten. Wir möchten darin Zeichen von Schwäche nicht erkennen, wenn auch Fürst Bülow sich wahrscheinlich aus der Situation einen sofortigen Erfolg geschmiedet hätte. Ganz abgesehen davon, daß sich Herr von Bethmann zum erstenmal in der ihm von den Sozialdemokraten bereiteten Lage befand, bildet Mangel an Schlagfertigkeit und Humor noch keinen Beweis für Unfähigkeit. Es sei nur an das Verhältnis von Bismarck zu Eugen Richter erinnert. Wie bekannt, war der Führer des Freisinns für den ersten Kanzler eine so unsympathische Persönlichkeit, daß es Bismarck zeitweilig physisch unmöglich war, ihn anzuhören. Solch ein Widerwillen mag auch den heutigen Kanzler ergriffen haben, als er sich das erstemal der verlogenen Dreistigkeit der Sozialdemokraten in ihrer ganzen Nacktheit gegenübergestellt sah. Man wird deshalb wegen dieses Vorganges allein nicht an seiner Talkraft zu zweifeln brauchen, vorausgesetzt natürlich, daß er sich durch sein sonstiges Verhalten den Parteien gegenüber als der unabhängige Staatsmann erweist, der er sein möchte. Nicht von links droht dem Kanzler Gefahr, sondern — wir unterstreichen — von rechts, solange er an der Politik der mittleren Linie

festhält. „La France militaire“ kennzeichnet die Lage nicht unrichtig, wenn sie schreibt: „Jamais encore le pouvoir central n'était apparu aussi puissant en face du Parlement et à côté de l'empereur.“

Der persönliche Triumph des Kanzlers im Innern gewinnt über die Grenzen des Reichs hinaus an Bedeutung durch die gute Aufnahme seiner und des Staatssekretärs Reden über die auswärtige Politik. Herr von Bethmann hat in seiner Rede Neues nicht gesagt. Aber er hat noch einmal hervorgehoben, was wir seit der letzten Kaiserbegegnung schon wissen, daß nämlich in Potsdam „von neuem“ festgestellt wurde, die deutsche und russische Regierung würden sich in keinerlei Kombination einlassen, „die eine aggressive Spitze gegen den anderen Teil haben könnte“. Damit sind eigentlich alle bisherigen Bündnisse und Verständigungen, die auf eine Einkreisung Deutschlands hinausliefen, gegenstandslos geworden. Der alte Dreibund wird als Hort des Friedens gestärkt durch den neuen Drei-Kaiser-Bund, auf dem nunmehr der Frieden Europas beruht. Ehrlicher konnte die Friedensliebe der Monarchen kaum zum Ausdruck gebracht werden und alle jene müssen sich beschämt zurückziehen, die bisher gerade die Monarchien als Friedensstörer verdächtigt haben. Dem Weltfrieden drohen nicht von den Kaiserstaaten her Gefahren, sondern, wenn überhaupt, von Großbritannien und Frankreich. Ob aber einer der beiden Staaten es unter den heutigen Verhältnissen wagen wird, Deutschland anzugreifen, erscheint doch mehr als unwahrscheinlich. Infolgedessen können wir uns in Ruhe dem Ausbau unserer Handelsbeziehungen auf dem Weltmarkt widmen. Wir werden es um so besser tun können, je tüchtiger der Leiter der auswärtigen Politik ist und je besser das Instrument funktioniert, dessen jener bedarf. Herr von Riberlen hat es gut verstanden, sich schnell das Vertrauen der Nation zu erwerben. Er hat, ohne sich darum besonders zu bemühen, eine gute Presse, und Parlamentarier und nähere Mitarbeiter schlagen leicht einen wärmeren Ton an, wenn sie von ihm sprechen. Solches geschieht auch bei liberalen Parlamentariern, trotzdem der Herr Staatssekretär sich recht adweisend gegenüber der Forderung nach Reform des Auswärtigen Amtes geäußert hat. Man könnte daraus folgern, daß in gewerblichen und parlamentarischen Kreisen das Bedürfnis nach einer Reform des auswärtigen Dienstes nicht mehr so tief empfunden werde wie etwa noch vor einem Jahr. Eine solche Auffassung wäre nicht ganz zutreffend. Aber richtig bleibt, daß seit der Übernahme der auswärtigen Politik durch den neuen Staatssekretär die Frage gegenüber brennenderen in den Hintergrund getreten ist. In Handelskreisen scheint man auch zur Überzeugung gekommen zu sein, daß vom Exporthandel selbst erst eine Organisation geschaffen werden muß, die die bisher neben- und gegeneinander laufenden Interessen im Auslande vereinigt, ehe es möglich sein dürfte, etwa durch Vermittlung eines wirtschaftlichen Beirats, praktischen Einfluß auf die Geschäfte des Auswärtigen Amtes zu erlangen. Immerhin wäre es schade und unserer Exportindustrie durchaus nicht nützlich, wenn das Vorhandensein einer tüchtigen Persönlichkeit an der Spitze der auswärtigen Politik den Reformeifer erlahmen ließe. In guten Tagen soll man vorsorgen. —

Bei unseren Nachbarn im Süden, in Österreich, ist scheinbar über Nacht eine Kabinettskrisis ausgebrochen. Am Montag, den 11. Dezember, hat der Ministerpräsident, Freiherr von Bienerth, die Demission des Gesamtkabinetts eingereicht und erhalten. Die innerpolitische Lage ist dadurch aber nicht etwa kritisch geworden. Im Gegenteil, das „Wiener Fremdenblatt“ stellt eine Erleichterung fest und motiviert solche Auffassung folgendermaßen:

„Es liegt nahe, daß sich von dem Moment an, da die Demission des Kabinetts angenommen ist, die Auffassungen und Empfindungen der Parteien der geänderten Sachlage anpassen. Ein Ministerium, für das die Scheidestunde geschlagen hat, führt nur noch die Geschäfte gewissermaßen in procura seines Amtsnachfolgers und muß darum auch in dieser Eigenschaft bloßer Stellvertretung beurteilt werden. Ein Kabinet, das sich in statu demissionis befindet, ist kein geeignetes Angriffsobjekt mehr. Die Staatsnotwendigkeiten, deren Votierung sonst die Stellung der Parteien zur Regierung kennzeichnet, werden dann unmittelbar und sans phrase dem Staate bewilligt. Somit liegt in der jüngsten Entwicklung eine wesentliche Entspannung der parlamentarischen Lage, da für die Parteien kein Anlaß mehr besteht, einer Regierung in dezidiertester Weise politisch gegenüberzutreten.“

Ein vernichtenderes Urteil des parlamentarischen Systems dürfte kaum gefällt werden können! — Die Ursache des Rücktritts Bienerth's liegt letzten Endes in der Unzufriedenheit der polnischen Nationaldemokraten mit dem Verhalten ihres Landsmannes, des Finanzministers Wielinski. Dieser hat es nämlich unterlassen, einseitig die polnischen Wünsche auf Kosten der Gesamtmonarchie zu fördern. Insbesondere verteidigte er den Regierungsstandpunkt, der die Durchführung des Koerber'schen Kanalgesetzes aus finanziellen Gründen für unmöglich erklärt. Den galizischen Nationaldemokraten liegt aber besonders viel an einer Kanalverbindung zwischen der Weichsel und westlichen Flußsystemen, nachdem die Weichsel durch Vernachlässigung ihres Strombettes auf russischem Gebiet jede Bedeutung für den galizischen Ausfuhrhandel verloren hat. Neben dieser wirtschaftlichen Frage spielen auch persönlicher Ehrgeiz und interne Angelegenheiten des Polenklubs keine geringe Rolle bei dessen Stellungnahme dem bisherigen Kabinet gegenüber. Man wird aus diesem Vorgang schließen dürfen, wie auch die österreichischen Polen in erster Linie engherzige Interessen verfolgen, die mit dem Wohle des Gesamtstaates nicht vereinbar sind. Sollte es Freiherrn von Bienerth, der die Bildung des neuen Kabinetts übernehmen dürfte, nicht gelingen, den deutsch-tschechischen Ausgleich in Böhmen herbeizuführen, dann wird auch das neue Kabinet auf den Polenklub angewiesen sein, der dann zusammen mit den Deutschen solche wirtschaftlichen Maßnahmen wird durchzusetzen verstehen, die den polnischen Einfluß sowohl in den beiden Schlesiern wie in Mähren verstärken müssen.

Auch bei uns in Preußen haben die Polen einen neuen wirtschaftlichen Vorstoß gemacht. Die ober-schlesischen polnischen Genossenschaften haben vor einigen Monaten einen schlesischen Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossen ins Leben gerufen, der ähnlich wie der posensche organisiert ist. Wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ berichtet, hat der Verband an den Minister des Innern die Eingabe um Erteilung des selbständigen Revisionsrechts gerichtet. Am 2. Dezember d. J. hat der Minister unter nachstehender Begründung einen ablehnenden Bescheid erteilt.

„Obwohl der Verband sich „Schlesischer Verband der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften“ nennt, unterliegt es keinem Zweifel, daß sein tatsächliches Ziel ist die Vereinigung lediglich der polnischen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften der Provinz Schlesien. In der Unterstüßung dieser selbständigen polnischen Genossenschaftsbewegung muß man ein Mittel zur nationalen Absonderung des polnischen Teiles der Bevölkerung erblicken. Das Streben nach diesem Ziele ist aber politische Betätigung, und indem er tatsächlich diese Betätigung ausübt, strebt der polnische Verband, wenn das auch in seinen Statuten nicht ausgedrückt ist, nach anderen Zielen als denen, die nach dem Genossenschaftsgesetz für die genossenschaftlichen Verbände zulässig sind. Nach der gesetzlichen Bestimmung konnte also dem Verbands das Revisionsrecht nicht erteilt werden.“

Der Entschluß der Regierung ist von deutscher Seite nur freudig zu begrüßen. Wie bekannt, hat im Jahre 1889 der preußische Handelsminister ein entsprechendes Gesuch des polnischen Genossenschaftsverbandes in Posen zustimmend beschieden,

obwohl er das Recht hatte, es abzulehnen, sofern der Verband andere Zwecke verfolgte, als die Unterhaltung der Geschäftsbeziehungen zwischen den Genossenschaften. Herr Wawrzyniak, der kürzlich verstorbene Patron des Verbandes, dankte für die Genehmigung des Ministers, indem er auf dem Verbandstage von 1892 ausführte: „Mein Herz ist voll Freude und Zufriedenheit, daß es nach den schlimmen Erfahrungen der polnischen Banken gelungen ist, sich wieder zu einem organischen Ganzen zusammenzuschließen, um mit gemeinsamen Kräften für die gleiche Sache zu wirken, die wir dasselbe Streben und Interesse haben und durch dasselbe nationale und sprachliche Band verbunden sind.“ (Nach Bernhardt S. 140.). Wie bekannt, ist der polnische Genossenschaftsverband in Posen eins der wichtigsten Instrumente im Kampf gegen das Deutschtum geworden, und es wäre eine Pflichtvergessenheit gegen den preußischen Staat, wenn der preußische Minister nach den gemachten Erfahrungen das Gesuch der schlesischen Polen genehmigt hätte.

Neue Klassiker-Ausgaben. Noch liegen die Zeiten nicht sehr weit zurück, in denen die Anschaffung der gesammelten Werke eines deutschen Klassikers für ein mäßig bemitteltes bürgerliches Haus eine wohl zu überlegende Tat war, zu der man sich erst nach langem Bedenken entschließen mochte. Und doch scheinen jene Tage schon so unendlich fern zu sein, weil uns heute Klassiker im weitesten Sinn zu erstaunlich billigen Preisen dargeboten werden, ohne daß dabei infolge der immer neuen Konkurrenz die Güte der Ausgaben unter dem Preise litte. Klassiker im weitesten Sinn — denn längst ist nicht nur die alte Sechszahl der wirklichen, auf der klassischen Bildung der neuhumanistischen Zeit beruhenden Klassiker überschritten worden, längst sind wir mit solchen Ausgaben bis hart an die Gegenwart und in die Gegenwart hinein gekommen, und schließlich ist heute im buchhändlerischen Sinn ein Klassiker schlechtweg derjenige, von dem schon eine Ausgabe seiner gesammelten Werke in handlicher Form existiert. Insbesondere der Verlag von Max Hesse in Leipzig hat in den letzten Jahren das Gebiet seiner Klassiker-Bibliothek außerordentlich erweitert. Unter den letzten Werken, die er veröffentlicht, steht obenan die Platen-Ausgabe in zwölf Bänden, die Max Koch und Erich Bezet darbringen. Es ist die Krone aller Platen-Ausgaben, alles umfassend, was Platen veröffentlicht hat, und sehr vieles von dem, was bisher in den Handschriftenschatzen, zumal der Münchener Hof- und Staatsbibliothek, verschlossen war. Diese Arbeit am noch Ungedruckten ist besonders dem Epiker Platen zugute gekommen, von dem neben den längst bekannten Werken hier eine ganze Reihe sehr wichtiger Bruchstücke von zum Teil beträchtlichem Umfang dargeboten wird. Kurz und gut, es ist eine für die literarhistorische Forschung unentbehrliche Ausgabe, deren ganze Anordnung und Einteilung doch auch dem bloßen, wissenschaftlicher Zwecke entbehrenden Genuß volle Befriedigung bietet. Max Kochs Einleitung löst sehr glücklich das Problem, die besondere unglückliche Veranlagung des Menschen ohne jede Anzartheit, aber auch ohne jede falsche Netouche begreiflich zu machen. Auch die Klippe der Überschätzung wird ziemlich glücklich umschifft. Besonders wertvoll ist Erich Bezets chronologische Übersicht sämtlicher Werke Platens am Schluß der ganzen Ausgabe. — Im Zusammenhang mit seiner neuen Schiller-Ausgabe veröffentlicht derselbe Verlag unter dem Titel „Aus Schillers Werkstatt“ die dramatischen Pläne und Bruchstücke des Dichters mit Einleitungen und verbindendem Text von Georg Witkowski. Die Einkleidung der größeren und kleineren Fragmente bis zu Schnitzeln herunter erscheint mir, wie sie Witkowski hier vollbracht hat, geradezu vorbildlich, weil sie ein ununterbrochenes Lesen ermöglicht, ohne doch im einzelnen der philologischen Treue des Abdrucks irgendwie zu entbehren. — Im gleichen

Verlage gibt Otto Welzien mit einer leider sehr dürftigen und von dem Wesen des Dichters kaum etwas wirklich darstellenden Einleitung Melchior Meyrs Erzählungen aus dem Ries in vier Bänden heraus. Besser wäre es gewesen, Meyrs tüchtige Erzählungen einfach wieder abzudrucken. Mich wundert, daß es den Herausgeber nicht gereizt hat, Meyr literarhistorisch darzustellen, sein Verhältnis zu Auerbach und Gottlieb — er steht Auerbach näher als dem Schweizer — klarzulegen. — Erstreckt sich somit das Verdienst an der Meyr-Ausgabe lediglich auf die billige Darbietung des Textes selbst, so stellt sich die Milton-Ausgabe Hesses von Professor Dr. Hermann Ulrich auch durch ihre Einleitung und ihren Apparat als eine sehr wertvolle Gabe dar. Eine eindringende, mit großer Liebe geschriebene Einleitung, eine wertvolle Bibliographie der Schriften Miltons, derer über ihn und seiner deutschen Übersetzungen — das alles geht den Werken voraus. Diese umfassen das verlorene und das wiedergewonnene Paradies, die Tragödie „Simson, der Kämpfer“ und ein Bändchen Gedichte. Die Übersetzungen stammen zum Teil vom Herausgeber, zum Teil (insbesondere für die beiden Paradiesdichtungen) von Bernhard Schuhmann, zum Teil von Alexander und Immanuel Schmidt. — Gleichfalls aus englischem Umkreis stammen die neuen neun Bände, die Hesse seiner von Richard Boozmann besorgten Dickens-Ausgabe nachsendet — sie ist nun in sechzehn Bänden fertig geworden. Die neue Serie bringt u. a. den „Nicolaus Nickelby“, „Dombey u. Sohn“, „Bleakhaus“ und „Zwei Städte“. — Das Deutsche Verlagshaus Bong u. Co. in Berlin gibt innerhalb seiner „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ eine neue Ausgabe von Anastasius Grüns Werken. Sie ist dadurch verdienstlich, daß sie neben den Dichtungen und literarischen Aufsätzen Auerpergs eine große Anzahl seiner politischen Reden und Kundgebungen mitteilt. Außerdem hat der Herausgeber, Eduard Castle, für die Volkslieder aus Krain, die Grün übersetzt hat, den slowenischen Schriftsteller Ivan Prijatelj herangezogen, wodurch dieser Neudruck einen besonderen Wert erhält. Merkwürdig ist mir in Castles Einleitung, daß ihr so ganz eine warme ästhetische Neigung für den Dichter abgeht, ein Etwas, das doch der besitzen sollte, der uns einen Poeten in neuem Gewande wieder nahezubringen beabsichtigt. Jene Klippe der Überschätzung kann man doch wohl vermeiden, ohne den Abstand so weit zu wählen, daß dem Lesenden die blutwarne Verbindung zwischen dem Dichter und seinem Darsteller nirgends erkennbar wird. — Alle diese Ausgaben zeichnen sich auch durch einen außerordentlich billigen Preis aus. Etwas teurer sind diejenigen des Verlags von Paul Cassirer in Berlin, wohl deshalb, weil Cassirer abgelegene Autoren wählt, für die er auf kein so großes Publikum rechnet. Er hat zwei sehr verdienstliche Ausgaben gebracht: zunächst Georg Büchners gesammelte Schriften in zwei Bänden mit einer guten Einleitung von Paul Landau und einer hübschen Anzahl höchst charakteristischer Briefe, die freilich schon gedruckt, aber nur noch schwer erhältlich waren. Es ist mit ein Verdienst dieser sehr dankenswerten Ausgabe, daß „Dantons Tod“ in diesem Jahr in Hamburg auf die Bühne kam; in Berlin will man nun auch das Fragment „Wozzeck“ spielen. Das Novellenfragment „Lenz“ führt uns zu einer zweiten Veröffentlichung des Cassirerschen Verlages, den Gesammelten Schriften von Jacob Michael Reinhold Lenz, die Ernst Lewy in vier Bänden herausgibt. Diese Ausgabe ist vielleicht noch notwendiger als die Büchners, für den wir ja immer die von Franzos hatten — was wir von Lenz-Ausgaben besaßen, war für weitere Kreise entweder zu dürftig oder zu umfangreich. Hier werden uns alle wesentlichen Dramen, ein schmaler Band Gedichte, die Lustspiele nach Plautus, eine Auswahl aus dem von Weinhold veröffentlichten dramatischen Nachlaß und ein starker Band Prosa, Erzählungen und Aufsätze, vorgelegt. Zu beklagen ist

nur, daß die biographische Einleitung durchaus ungenügend ist. Ich verstehe nicht, wie Dewy sich den so dankbaren problematischen Stoff so ganz hat entgehen lassen können. — Nach dem problematischen Stürmer und Dränger der feste Mann der Praxis, der Dichter und Ingenieur, der Organisator und Schriftsteller Max Eyth. Seine Gesammelten Schriften werden von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart in sechs starken, vortrefflich ausgestatteten Bänden dargeboten mit Einleitungen von Conrad zu Putlitz und andern, Eyth vertrauten Persönlichkeiten. Ich brauche hier, wo ich des öfteren auf die Bedeutung dieses insbesondere auch unsere Jugend sehr nahe angehenden Schriftstellers hingewiesen habe, nicht viel darüber zu sagen; es ist auf jeder Seite Leben in diesen Bänden und noch dazu ein Leben, das uns ganz unmerklich und mit großer Energie aus dem stillen Deutschland des Schwabenwinkels bis in unsere Zeit und weit über die Meere führt. Eyths vortrefflicher, tragisch-humoristischer, historischer Roman „Der Schneider von Ulm“ wird überdies von demselben Verlage in einer billigen Volksausgabe vorgelegt. — Da ich schon bei billigen Büchern bin, füge ich noch einiges an, dessen Anzeige den „Grenzboten“-Lesern willkommen sein wird. Der Verlag von Wilhelm Langewiesche-Brandt in München veröffentlicht in seinen keines Lobes mehr bedürftigen Büchern der Rose zum bekannnten Preise von 1,80 Mark ein zweites Buch der „Ernte“ aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, wiederum von Will Vesper verständnisvoll und fein gewählt. Hoffentlich gibt ein drittes Buch dem Herausgeber Gelegenheit, auch einigen bisher übergangenen Dichtern gerecht zu werden, vor allem Ferdinand von Saar, Hans Hopfen und vielen Lebenden, wie Tielo und Agnes Miegel. — Bei Max Hesse ist ein neuer Band der Meisternovellen neuerer Erzähler erschienen, er umfaßt Werke von Arminius, Böhlau, Ganghofer, Handel-Mazetti, Paul Keller, Lagerlöf, Lienhard, Löwenberg, Schmitthenner, Schönaich-Carolath, Seeliger und Zahn und kostet bei seinen sechshundert Seiten mit sechs Bildnissen und einer Einleitung von Richard Benz, gut in Leinen gebunden, nur 3 Mark. — Endlich sei noch eine neue Überetzung von Coopers Lederstrumpf-Romanen hervorgehoben, die Richard Zoozmann bei Max Hesse hat erscheinen lassen, fünf handliche, hübsche Bände. Nach den vielen Verballhornungen dieser einst von der ganzen Welt verschlungenen Werke ist es gewiß verdienstlich, sie in gereinigter Form wieder zu bringen — nur habe ich mich beim Lesen des Gefühls nicht entschlagen können, daß Zoozmann ruhig kräftige Striche hätte machen dürfen, um diese recht langatmigen Erzählungen, deren Reiz an sich durchaus nicht verblichen ist, ein wenig zu beschwingen.

Heinrich Spiero

Vom „Wandsbecker Boten“, Bilder zu Matthias Claudius. (Hamburg, Schloßmann, 1910. Geb. 5 M.) Unter diesem Titel hat Rudolf Schäfer, dessen Kunst weiten Kreisen besonders durch seine Zeichnungen zu Paul Gerhards Liedern und seine Schmuckausgabe des Sächsischen Gesangbuches bekannt und lieb geworden ist, seinen Freunden eben eine neue prächtige Gabe beschert, die als schönstes Weihnachtsbuch für das deutsche Haus bezeichnet werden kann. Wer Schäfer schon kennt, wird mit Freude nach seinem neuen Werke greifen und sich im voraus denken können, welch schönen Zusammenklang die fromme und fröhliche Kunst Schäfers grade mit der feinen, tiefen Einsicht der Worte des „Wandsbecker Boten“ geben muß; wem der Künstler noch unbekannt ist, dem sei nur gesagt, daß es sich lohnt, mit ihm vertraut zu werden. So wenig er die Meister, denen er nachfolgt, verleugnet, so sehr ist er „selber einer“.

G. W.

Kunstgenüsse. Für unsere Zeit ist eine soziologische Erscheinung charakteristisch und leider auch von tiefgehender Bedeutung: die Kunstmüdigkeit des Publikums. Dies auszusprechen deutet manchem vielleicht ein Paradoxon, weil er der Hochflut der Theatergründungen und verwandter, immer mehr spezialisierter Institute gedenkt. Es liegt nun auch nicht so, daß die Neigung zur Kunst — und es soll hier im besondern nur vom Drama und von der Oper gesprochen werden — geschwunden oder im Schwinden sei. Vielmehr: Drama und Oper und die mannigfachen Verschmelzungen beider Kunstarten werden vom Geiste der Zeit in Bahnen gepeitscht, die abseits ihres ursprünglichen Wesens führen. Der Geist der Zeit aber ist, konkret angeschaut, immer das, was wir „Publikum“ nennen.

Nur ein in der Soziologie und Literaturgeschichte naiver Betrachter wird sich etwa unsere sogenannte zweite Blütezeit im achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert so vorstellen, als ob damals die Begeisterung für die höchsten Ziele der Kunst und ihrer augenblicklichen Schöpfungen allgemein gewesen sei. Sie war nicht anders, jene Zeit, wie jede. Die Aufführungen Goethescher und Schillerischer Dramen bedeuteten an Zahl und „Erfolg“ nicht allzuviel neben dem Publikumssturm Schröderischer, Ifflandscher und Kosebuescher Stücke. Der am meisten gelesene Romanschriftsteller war nicht Wolfgang von Goethe mit dem „Wilhelm Meister“ oder den „Wahlverwandtschaften“, sondern August Heinrich Julius Lafontaine mit seinen pikant-sentimentalen Gefühlsfälschungen und später Claren, der Priester dumpfiger Parfümsinnlichkeit (man könnte heute sagen: Sekundärer Sinnlichkeit).

Aber eins war doch anders. Das Unterscheidungsvermögen für die Wertabstufungen der einzelnen dramatischen oder opernhaften Schöpfungen war bei dem Publikum des achtzehnten Jahrhunderts in viel höherem Maße verbreitet. Es gab eine Bildungsschicht, die mit Vergnügen Johann Heinrich Voß und den „Wandsbecker Boten“ Matthias Claudius neben Goethes Balladen und Römischen Elegien las; aber sie war sich bewußt, wer ihren künstlerischen Instinkten Tieferes, Zeitloseres bot. Und das Publikum, das im Weimarer Hoftheater Ifflands „Jäger“ am Dienstag beschluchzte, senkte am Donnerstag mit bewußtem Schauer die Häupter vor dem Gewitterrollen der Wallenstein-Tragödie.

Ich behaupte aber, daß die Mehrzahl der Gebildeten von heute wohl noch einen Unterschied in der Gattung, aber kaum noch im Werte empfindet. Daß sie in einem Stück von Hauptmann, Schmidtbonn, Eulenberg, Stucken sich ebenso „amüsieren“ wie in einem Schlafkammerschwank von de Flers und de Caillavet. Daß ihnen für ihren Zweck („Vergessen des täglichen Argers“ oder so ähnlich heißt er ja wohl) Wagners „Ring“ ebenso nutzbar ist wie eine Revue mit Balletts, Zirkustricks und Chançonnetten. (Vorausgesetzt, daß der Kritiker nicht ihre noch vom Abend vorher feizenden Lachmuskeln zu einer verachtungsvoll abwehrenden Grimasse erstarren läßt durch die Feststellung: „es sei nichts gewesen.“)

Das Traurige ist also nicht, daß der größte Prozentsatz aller theatralischen (oder weiter: mimischen) Aufführungen bestritten wird von dem französischen Echebruchschwank, dem Varieté mit Lustspielcharakter, der wenigstens in der Handlung meist sinnlosen und künstlerisch wertlosen Operette, der dramatischen „Revue“ mit lebemännischem Zingeltangelhintergrund und nicht zuletzt den faninchenhaft sich vermehrenden kinematographischen Theatern „höheren Stils“; sondern das ist das Gefährliche, deutlich zu Bekämpfende, daß alle diese Dinge das künstlerische Drama zu ersetzen beginnen. Wir stürzen in einen Strudel der künstlerischen Wertmischung. Das Varieté bringt in die Komödie, Rinaldo-Romantik in die Tragödie, der Zirkus okkupiert die Pantomime, Operettenmotive siedeln sich in

dem an, was man heute „Lustspiel“ heißt, talentierte Schauspieler irrlicherieren zwischen der ernstesten Bühne und den Brettern, auf denen man nur „Amusement“, nur „Sensation“ erheischt, hin und her (Schildkraut) oder erniedrigen den gespielten Text zu Scheinwerfern ihres persönlichen Temperaments (Ferdinand Bonn). Die lebenden dramatischen Autoren werden fortgerissen in diesem Eisgang aller theatralischen Kunstscheidungen und erlahmen nach ein paar schmerzvollen Stößen gegen den Strom. Dann suchen auch die Besten ihre Motive (sagt man nicht „Tricks“?) nach dem aus, was der Speisezettel der Saison verlangt, gleichgültig, welcher Schublade der großen Trödeltruhe „Kunst“ sie entnommen werden.

Diese ganze Entwicklung hat nichts mit ethischen Erwägungen zu tun. Die Unterhosen- und Dessous-Komödien, die Varietés, die Kientöpfe, die Revuen und Ausstattungspantomimen — alles das ist schließlich auch geworden und hat sein Recht auf Leben. Daß aber das Publikum durch eine gute Aufführung des Grillparzerischen Lustspiels „Weh dem, der lügt“ sich im Grunde für den kommenden Arbeitstag ebenso innerlich „aufgebügelt“ fühlt, wie am nächsten Abend durch einen Coupletschlager im Metropoltheater — das ist das Beflagenswerte. Damit ist jedoch nur der Exponent einer Kulturerscheinung festgestellt, ohne daß wir des Übels Wurzel so erkannt hätten, daß wir ihr zu Leibe gehen können.

Ein kleiner, müheloser Gedanken Spaziergang hat uns dahin geführt, wo ein hallendes Echo unserer Zeit: „Die Erziehung zur Kunst“ zum sinnlosen Geräusch wird. Die Kultur einer Epoche bewegt sich auf der Diagonale zwischen dem Wünschen und Können der Allgemeinheit und den Offenbarungen der in dieser Epoche wirkenden genialen Einzelpersönlichkeiten. Wenn uns nun eine Kultur-Emanation wie das „Theater“ im weitesten Sinne der Kulturlosigkeit entgegenzutreiben scheint, so wird die Frage, ob die Menge kulturlos sei und daher keinen nährenden Boden für das Talent, das Genie bilde, oder ob die produktiven Künstler selbst die Masse der Nur-Aufnehmenden hinabführe statt empor — diese Frage wird nicht ohne weiteres zu entscheiden sein. Das aber darf für den nötigen Kampf als erste Erkenntnis vorangetragen werden: daß die Menge aus den schmetternden Kulturfanfaren, die von zahllosen Türmen in sie hineingebblasen werden, das Wichtigste noch nicht mit dem Geiste, geschweige mit den Sinnen erfasst hat: die dem natürlichen Menschen angeborene Fähigkeit, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.

Karlernst Knatz

